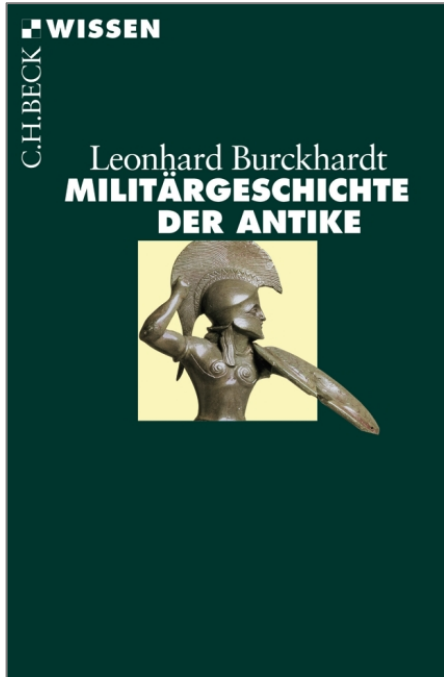


Unverkäufliche Leseprobe



Leonhard Burckhardt
Militärsgeschichte der Antike

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-56247-1

Vorwort

Das Militär hat seinen Existenzgrund im Krieg. Auch wenn griechische und römische Berichterstatter gerne seine heroische Seite hervorheben, bedeutete Krieg auch in der Antike wie zu allen Zeiten hauptsächlich unermessliches Leid, Verstümmelung und Tod sowie Zerstörung, Kulturverlust und Armut. Es fehlt hier der Raum, diesem wichtigen Aspekt antiker Militärgeschichte auch nur ansatzweise gerecht zu werden, er schwingt bei den folgenden knappen Darlegungen aber im Hintergrund mit.

Im Vordergrund stehen struktur- und sozialgeschichtliche, strategisch-taktische und politische Seiten der Militärhistorie – im Bewusstsein, dass die Faktoren Veränderungen in allen gesellschaftlichen Bereichen auslösen konnten, diese umgekehrt aber auch von Entwicklungen in diesen Sektoren abhängig war. So bildet die Militärgeschichte ebenso wie beispielsweise die Religions-, Technik- oder Medizingeschichte der Antike eine wichtige Facette, ohne die unser Bild von jener Epoche unvollständig bliebe – insbesondere weil der Krieg in antiken Gesellschaften weit verbreitet war und den Gang der Geschichte maßgeblich mitbestimmte. Ausgehend von diesen Überlegungen, biete ich im Folgenden einen stark gerafften Überblick über die wichtigsten Weg- und Wendemarken der antiken Militärgeschichte von der homerischen Zeit bis zur Spätantike. Dabei wird angesichts streng bemessener Umfangsvorgaben zugunsten systematischer Aspekte weitgehend auf die Schilderung einzelner militärischer Ereignisse verzichtet, wenngleich dies bisweilen zweckmäßig gewesen wäre. Dem Autor ist die Problematik der Auswahl und Gewichtung des Stoffes schmerzlich bewusst, die aber gleichwohl nicht zu umgehen waren, um eine knappe und eingängige Einführung in das Thema bieten zu können.

Einleitung: Krieg in der Antike

Für viele antike und moderne Beobachter ist das Altertum eine von Krieg und Militär in vielerlei Hinsicht geprägte Epoche. Die Geschichte der Antike von homerischer Zeit (8./7. Jh. v. Chr.) bis zum Tode Kaiser Constantins (337 n. Chr.) kann einem Beobachter durchaus als eine fast ununterbrochene Abfolge von militärischen Konflikten erscheinen. Die Anfänge der europäischen Geistesgeschichte fallen zusammen mit der *Ilias* des Homer und mithin mit der Schilderung eines langen und blutigen Feldzuges; die antike Historiographie ist über weite Strecken Kriegsberichterstattung, und es lässt sich auch nicht leugnen, dass insgesamt viele Werke der Literatur und der bildenden Kunst in Griechenland und Rom Mord und Totschlag, Kampf und Krieg zum Gegenstand haben. Manche der heute bekanntesten Figuren des griechischen Mythos und der antiken Geschichte wie Odysseus, Alexander der Große, Hannibal und Caesar sind Kriegshelden oder Militärführer gewesen und haben ihre düstere Prominenz auf dem Schlachtfeld gewonnen. In der griechischen und römischen Welt gehörten Krieg und Militärwesen mit verstörender Selbstverständlichkeit zum Dasein, während der Frieden eher ein Ausnahmezustand war. Diesem Gedanken verleiht der Philosoph Platon Ausdruck, wenn er *Frieden* ein bloßes Wort nennt und das Verhältnis zwischen Staaten von Natur aus als einen unerklärten Krieg bezeichnet.

Die moderne Forschung nimmt dieses Bild der Antike vielfach auf: Sie spricht von der Omnipräsenz des Kriegs, und viele Gelehrte sehen in den antiken Gemeinwesen militarisierte Gesellschaften, in denen militärische Auseinandersetzungen zur Normalität gehörten und die Einstellungen und Lebensweise der Menschen stark beeinflussten. Zahllose wissenschaftliche Untersuchungen befassen sich mit den verschiedenen Facetten des Krieges: Nicht nur militärtechnische, strategische und takti-

sche Fragen werden erforscht oder Schlachten beschrieben, sondern auch der Stellenwert des Kriegs in Gesellschaft und Kultur und die mannigfaltige Beteiligung oder Betroffenheit verschiedener Schichten und Gruppen am Krieg werden zum Thema. Dieser wird als ein Phänomen verstanden, dem sich in der griechisch-römischen Welt niemand entziehen konnte.

Auch in manchen besonders verbreiteten modernen Medien figuriert die Antike, wenn sie überhaupt vorkommt, als eine kriegerische Zeit; Filme wie *Gladiator*, *Caesar und Kleopatra*, *Spartacus* oder jüngst *300* und Comics wie *Asterix* führen in eine von Soldatentum und Kampf geprägte Welt.

Diese Wahrnehmung findet durchaus ihre Basis in der historischen Wirklichkeit, wie einige wenige Sachverhalte exemplarisch zu zeigen vermögen: In der Tat ist die homerische Welt, soweit wir sie zu erschließen vermögen, von den kriegerischen Idealen des herrschenden Adels geprägt, die nachhaltig auf die folgenden Epochen der griechischen Geschichte einwirkten. Das bedeutendste Gemeinwesen des klassischen Griechenland, die Polis (der Stadtstaat) Athen, soll während der Zeit von 490 bis 322 v. Chr. rund einhundert Jahre Krieg geführt haben; sein Kontrahent Sparta gilt nach wie vor als Inbegriff eines rein auf den militärischen Erfolg ausgerichteten Gemeinwesens. Alexanders Reich und die nachfolgenden hellenistischen Mächte beruhten jeweils auf der militärischen Kapazität ihres Herrschers. Die Römer waren Eroberer und Beherrscher eines riesigen Imperiums, und Roms Gesellschaft gilt deswegen ohnehin als stark militarisiert. So wenig anheimelnd diese Vorstellung auch ist, so müssen wir doch akzeptieren, dass in diesen Staaten jedenfalls der Krieg zum unausweichlichen Alltag der Zeitgenossen gehörte.

Gleichwohl gilt es, diese Feststellung zu relativieren: Dem antiken Krieg waren vielerlei Schranken gesetzt – natürliche, kulturelle, technische, wirtschaftliche, religiöse, politische. Intensität, geographische Reichweite und Dauer von Kriegen waren je nach gesellschaftlichen Voraussetzungen und Situation sehr verschieden; ihre Auswirkungen waren, wenn auch im Einzelfall furchtbar, keineswegs immer von langer Dauer oder für die be-

troffenen Gemeinschaften besonders tief greifend. Die Chiffre «Krieg» deckt zudem ein breites Spektrum von Phänomenen ab, das sich indes eigentlich kaum unter einem einheitlichen Begriff erfassen lässt. Der folgende kurze, chronologisch gegliederte Überblick soll dies näher illustrieren.

Zwar war die frühe griechische Welt, von der Homers Epen erzählen, von Krieg geprägt. Für die Helden, die in dessen Zentrum stehen, war der bewaffnete Kampf ihr wichtigstes Bewährungsfeld im Bemühen, ihre Leistungsfähigkeit (*Aristie*) unter Beweis zu stellen. Meistens hat es sich bei diesen Aktivitäten allerdings nicht um veritable Kriege unter gefestigten Gemeinwesen gehandelt, sondern um Raubzüge und Nachbarschaftsstreitigkeiten nur schwach und spontan organisierter Gruppen. Man stritt um Vieh, Ernteerträge und Äcker, es ging um Ehre, Prestige und Abenteuerlust, man wollte die eigenen Ansprüche und Vorstellungen von Gerechtigkeit durchsetzen. Wehrhaft zu sein bedeutete, sich der Bewohner des Nachbartals erwehren zu können; Krieg blieb eine lokale oder allenfalls regionale Angelegenheit. Sein Träger waren private Banden, die sich unter der Führung eines charismatischen, zumindest aber energischen Adligen zusammenfanden. Die demographischen, wirtschaftlichen und organisatorischen Ressourcen reichten für größere Feldzüge nicht aus. Der sogenannte Troianische Krieg, der im Zentrum der *Ilias* steht, scheint eine mythische Reminiszenz an die mykenische Zeit (16.–12. Jh. v. Chr.) gewesen zu sein, als in Griechenland und auf Kreta größere, wohl monarchisch beherrschte Gemeinschaften existierten, die die Kapazität besaßen, tatsächlich weiter ausgreifende Kriege zu führen. Erst als sich in Griechenland die *poleis* als Bürger-, Wehr- und Kultgemeinschaften mit städtischem Charakter entwickelten, wuchs auch die Dimension der gewalttätigen Auseinandersetzungen, und es entstanden öffentliche militärische Strukturen, die eine gewisse Dauerhaftigkeit aufwiesen.

Im Vergleich zu späteren Epochen blieb die archaische Zeit (7. u. 6. Jh. v. Chr.) dennoch vergleichsweise friedlich, jedenfalls ist von weitreichenden und lang andauernden Kriegen wenig bekannt, und die Domestizierung der adligen Privatkriege ge-

lang zwar nicht vollkommen, aber sie machte Fortschritte. Selten ging es um die völlige Unterwerfung oder gar um die Vernichtung eines Gegners. Eine folgenreiche Ausnahme waren die messenischen Kriege (8./7. Jh. v. Chr.), an deren Ende die Eroberung der südwestpeloponnesischen Landschaft Messene durch die Spartaner stand. Sie erstreckten sich über mehrere Jahrzehnte und ihr Ergebnis gab dem Sieger die Mittel an die Hand, sich zur stärksten Militärmacht Griechenlands zu entwickeln. Im Übrigen war der Preis des Sieges eher Beute, Ehre und Prestige. Übernahme des Gebietes des Gegners oder gar dessen Vernichtung waren – anders als im spartanisch-messenischen Konflikt – höchst selten. Eine gut befestigte Stadt zu erobern überforderte die meisten Armeen, da sie kaum über wirksame mauerbrechende Waffen verfügten und die Belagerungstaktik nicht zum üblichen militärischen Repertoire gehörte.

Lange Zeit blieben Kriege zudem nicht nur in ihrer Dimension, sondern auch in ihrer Dauer durch die Natur, konkret durch die Jahreszeiten beschränkt. Es gehörte zu den Usancen, dass nur während einer bestimmten Saison Krieg geführt wurde, und zwar im Allgemeinen im Spätfrühjahr und im Sommer, oft in der Zeit zwischen Aussaat und Ernte, oder aber im Herbst in der Zeit nach der Ernte. Krieg war also selten eine Ganzjahreserscheinung; insbesondere in der schlechten Jahreszeit – im Winter also – führte man nur höchst ungern Krieg. Das galt sowohl für den Land- wie für den Seekrieg. In letzterem Falle liegt der Grund für die Zurückhaltung auf der Hand: Wind und Wetter, die im Winter im Ägäisgebiet sehr rau werden können, machten ein sicheres Navigieren – zumal mit den beschränkten nautischen Möglichkeiten in der Antike – sehr schwierig bis unmöglich. Das legte dann auch das Kriegsgeschehen auf dem Meer lahm. Die grundsätzlich saisonale Kriegführung zu Lande hingegen war nicht nur von der jahreszeitlichen Unbill abhängig, sondern wurde viel eher von der Zusammensetzung der griechischen Heere bestimmt. Mit der Ausnahme von Sparta bestanden die griechischen Landarmeen vorwiegend aus Milizsoldaten und mithin aus Bauern. Diese Bauern konnten es sich in den wenigsten Fällen erlauben, ein ganzes Jahr ihre Höfe zu verlas-

sen, und selbst nur den ganzen Sommer dranzugeben, war nicht opportun, weil in dieser Jahreszeit der Bauer als Landwirt besonders gefordert war. Hinzu kommt, dass die Logistik griechischer Heere, also die Organisation der Versorgung, nicht sehr hoch entwickelt war. Besonders im Winter, wenn nichts mehr geerntet werden konnte und die Nahrungsmittel knapper wurden, bereitete der Nachschub einige Schwierigkeiten. Eine Kampagne dauerte folglich selten länger als ein paar Wochen, und sie gipfelte im Allgemeinen in einer Schlacht, die den Krieg entschied. Die bevorzugte Kriegstaktik war gewiss nicht der Kampf von Mann gegen Mann, wie er sich in einer Schlacht abspielte, sondern bestand vielmehr aus Hinterhalten, Überfällen zu Wasser und zu Lande, Kriegslisten, Raub oder Zerstörung der Feldfrucht und dergleichen mehr.

In dieser Zeit wie auch später waren die kombattanten Soldaten die ersten Opfer des Kriegs. Sie mussten den Gegner im Nahkampf niederringen, waren Zielscheiben der Fernwaffen, erlitten dabei fürchterliche Verwundungen, die unter den Bedingungen antiker medizinischer Versorgung kaum geheilt werden konnten, waren zudem unter Umständen Hunger und Durst ausgesetzt, riskierten je nach hygienischen Verhältnissen Infektionskrankheiten und hatten ermüdende Märsche auf sich zu nehmen. Es lässt sich leicht ermessen, dass mit diesen physischen Herausforderungen große psychische Belastungen verbunden waren. Doch besonders die Zivilbevölkerung hatte in Kriegszeiten viel zu ertragen. Ihr Hab und Gut, nicht zuletzt die Erträge aus der Landwirtschaft waren willkommene Beute siegreicher Armeen; Gefangene wurden versklavt, gegebenenfalls in die Fremde verkauft, wenn kein Lösegeld gezahlt wurde: Besonders wenn Burgen oder Städten eingenommen wurden, hinter deren Mauern Frauen, Kinder und Greise Schutz gesucht hatten, waren stets auch zivile Opfer im Krieg zu beklagen.

Zu einer Ausweitung von Kampffeld und -preis und einer Intensivierung der Kriegführung kam es nach den Perserkriegen (490 u. 480/79 v. Chr.): Nach dem erfolgreichen Abwehrkampf eines gemeingriechischen Koalitionsheeres gegen den persischen Großkönig gelang es Athen dank seiner Flotte, seine kriegeri-

schen Aktivitäten auf größere geographische Räume auszudehnen und diese im Erfolgsfall auch zu kontrollieren. Der Aufbau dieses Seereiches zog raumgreifende Flottenoperationen nach sich und erforderte längerfristige militärische Präsenz im beherrschten Gebiet. Grundlage all dessen war die Schaffung des ersten attischen Seebunds, in dem sich nach dem Ende der Perserkriege zahlreiche Stadtstaaten in einer ursprünglich defensiv gedachten Koalition zusammenschlossen; die aus den Tributen der Bundesgenossen gewonnenen Ressourcen erlaubten dann aber die Entstehung einer dynamisch-expansiven Seemacht. Die militärischen Auseinandersetzungen um den damit einhergehenden Versuch Athens, die Hegemonie über Griechenland zu erlangen, gipfelten schließlich im Peloponnesischen Krieg (431–404 v. Chr.), dessen gewaltige Dimensionen sich nicht mehr mit dem herkömmlichen Feldzugswesen vergleichen lassen. Es waren nicht mehr lediglich einzelne *poleis* involviert, sondern ganze Bündnissysteme kämpften gleichzeitig an mehreren Schauplätzen zu Wasser und zu Lande, und dies über mehrere Jahre, ja Jahrzehnte. So waren längerfristige Strategien zu entwickeln, um Kriegszielen, zur Verfügung stehenden Mitteln, geopolitischen Voraussetzungen und Einschätzung der Gegnerschaft gerecht zu werden. Kriegführung wurde komplexer, die organisatorischen, militärischen, logistischen und politischen Anforderungen stiegen.

Diese Tendenz zur Professionalisierung setzte sich im 4. Jahrhundert v. Chr. fort. Zwar blieben die Milizsoldaten das Rückgrat der Streitkräfte griechischer Städte, doch neben den Bürgersoldaten trat mit zunehmender Häufigkeit der Berufssoldat; dieser war mitunter auf bestimmte Waffengattungen spezialisiert, und er konnte unabhängig von zivilen Bedürfnissen und Ansprüchen eingesetzt werden. Alexander der Große, der angetrieben von brennendem Ehrgeiz und einem nachgerade heroischen Heldenideal in einem gewaltigen Eroberungs- und Beutezug das riesige Perserreich zerschlug (334–323 v. Chr.) und mit seinem Heer von Makedonien bis ins heutige Pakistan, ja bis nach Indien gelangte, hatte in Menschen, Material und Kriegstheorie das militärische Potential Griechenlands und Ma-

kedoniens gebündelt, und er schöpfte die neuen, teilweise schon von seinem Vater Philipp entwickelten militärischen Möglichkeiten im Einsatz von Berufssoldaten, in der Verwendung von im Verbund operierenden Waffen und Maschinenparks sowie in der Entwicklung leistungsfähiger Logistikabteilungen vollständig aus.

Die Auswirkungen seines siegreichen Asien-Feldzugs auf die griechische Welt waren immens. Die Makedonen hatten ein Weltreich erobert, dessen Länder ihnen im Vergleich zum kargen Griechenland unermessliche Ressourcen boten. Diese wurden fortan im Krieg auch eingesetzt: Die Heere der *Diadochen*, die um die Nachfolge des im Alter von kaum dreiunddreißig Jahren verstorbenen Alexander (323 v. Chr.) kämpften, übertrafen die Milizheere der griechischen Gemeinwesen bei weitem. So wurde für die Griechen und Makedonen der ganze vordere Orient zum Kriegsschauplatz; in den sich in diesem Raum formierenden Diadochenreichen bildeten sie die Oberschicht, an deren Spitze sich ein hauptsächlich auf militärische Stärke stützender Monarch zu behaupten hatte. Das Zeitalter des Hellenismus brachte demzufolge nicht nur den Export griechischer Kultur und Lebensart in diesen bisher persisch beherrschten Osten, sondern auch die Verbreitung griechischer Kampfweise und Kriegstechnik.

Griechenland selbst wurde zum Spielball der großen hellenistischen Königreiche; militärisch waren ihnen die griechischen *poleis* als Stadtstaaten hoffnungslos unterlegen, eine eigenständige Außenpolitik ließ sich kaum noch verwirklichen. Die Ebenen der Kriegführung hatten sich in gewisser Weise gespalten. Einerseits führten die hellenistischen Monarchen ihre Kämpfe untereinander um ganze Länder, Beherrschung vielversprechender Regionen, um Ressourcen und Prestige, aber auch um Selbstbehauptung und setzten dabei vornehmlich Berufssoldaten ein, die zu einem eigenen Menschentypus wurden; andererseits fiel das Mutterland zurück in die Auseinandersetzungsformen zwischen Kleinstaaten, die gestützt auf kleine Heere von Milizsoldaten um viel kleinere Ziele fochten. Da in diesem Raum überdies die großen Monarchien ihre eigenen Interessen

verfolgten und sich in die griechischen Belange regelmäßig einmischten, kam die Welt des Südbalkans nicht zur Ruhe.

Noch bietet sich kein einheitliches Bild: Zwar hatte sich der Operationsradius des Militärs massiv ausgeweitet, die Dimensionen der Kriegführung und der ständige Zwang zum militärischen Machterhalt, dem die Potentaten unterworfen waren, hatte zugenommen, was zweifellos erlaubt, von kriegesischen Zeiten zu sprechen, doch kehrten mit der Stabilisierung einzelner Königreiche in vielen Gegenden auch relativ friedliche Zeiten ein. Zu diesen Regionen zählten das ptolemäische Ägypten oder wohl auch Syrien unter den Seleukiden und Westkleinasien unter den Attaliden. Auch gelang es einigen griechischen Gemeinwesen, sich über lange Perioden aus Kämpfen herauszuhalten.

Dann veränderte das Auftreten der Römer die politische Landkarte des Mittelmeerraums nachhaltig. Rom war in seinen Anfängen eine relativ kleine, aber günstig gelegene Stadt gewesen, die einesteils dank umsichtiger Politik, anderenteils dank wechselhaftem, im Ganzen aber huldvollem Kriegsglück zum dominanten Faktor in Italien geworden war. Seine Kriegführung unterschied sich nicht wesentlich von der einer griechischen Polis: Man verfügte nur über beschränkte Ressourcen und war in seinen kriegesischen Aktivitäten saisonalen und räumlichen Einschränkungen unterworfen. Doch bildete sich in Rom freilich während der langen Kämpfe in Italien eine regelrechte Kultur des Krieges (*horribile dictu*) heraus. Der Krieg wurde für die eifrig um führende Positionen, Macht und Ansehen konkurrierende politische Elite das wichtigste Bewährungsfeld. Kein Jahr verging ohne größeren oder kleineren Kriegseinsatz, die höheren Magistrate hatten sich vor allem als Feldherren zu beweisen. Die daraus resultierende Eroberungsdynamik war ein wichtiger Grund für die erfolgreichen Expansionsbestrebungen, die die Römer schließlich zu neuen Herren des Mittelmeerraumes machen sollten.